

Nr. 4. Bromberg, den 6. Januar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(3. Fortsetzung.) ———

Beim nächsten Tagesgrauen strich ein armes Hundevieh hinkend durchs offene Land und verschwand auf dem Weg nach Björndal. Noch am gleichen Tag kam ein Wagen mit zwei Männern und dem Hund von Norden her; der Rappe durchjagte in wilder Fahrt das Land. Sie sprachen auf dem Pfarrhof vor und bogen nach Bö ab. Dort fuhren sie in den Hof. Die beiden im Wagen waren noch junge Burschen; der eine schmächtig und eckig, hell wie ein Sommertag, der andere älter, grobgliedrig und dunkler. Beide waren hochgewachsen, mit kühnen Zügen. Sie ließen Pferd und Wagen auf Bö, während sie mit dem Hund ein Stück in den Wald hineingingen.

Als die Abenddämmerung herabsank, sah man auf Bö die Burschen von den Weideplätzen her über die Waldwiesen herunterkommen. Sie gingen hintereinander her und trugen schwer. Schließlich lenkten sie in den Hof ein und legten ihre Bürde vor sich nieder. Der Bauer von Bö trat scheu und ängstlich hinzu.

Auf dem Boden lag ein Bärenfell, durch dessen Tatzen Stangen zum Tragen getrieben waren. Das Fell war dünnhaarig wie bei alten Bären und hatte einen merkwürdig hellen Streifen auf der einen Seite. Auf dem Fell ruhte die Leiche des Bärenjägers, der gestern von Bö ausgezogen war. Die Rechte war um den Griff eines kurzen, breiten Messers gekrampft. Hand und Schneide waren schwarz von Blut, aus der geballten Linken starrten Büschel von Bärenhaar. Das Antlitz war eisern, der Mund lächelte hart.

„Eine böse Fahrt", meinte der Bauer von Bö, um irgend etwas zu sagen. Die Burschen antworteten nicht und wandten den Blick zu Boden. Der Bauer redete von Essen; aber sie schüttelten nur die Köpfe. Dann hoben sie die Bahre auf den Wagen, lehnten jede Hilfe ab und fuhren nordwärts davon.

Ob man im offenen Land die Männer droben im Walde jetzt mit anderen Augen ansah? Man sollte es glauben; aber so sind die Menschen nicht — nicht die im offenen Lande. War es nicht eine Schande für sie, daß ein einzelner Mann aus dem Norden soviel Mut besessen, ja, sein Leben hingegeben hatte, um dieses Tier zu erlegen, das vom Teufel besessen war? War seine Kühnheit nicht ein Hohn für sie? Rasch vergaß man im offenen Lande diese Kühnheit, und aus dem Gefühl der Scham entstanden böse, gemeine Worte gegen alles und jedes, was von Norden kam. Bei neuen Geschlechtern verschmolz die Erzählung von diesem Ereignis mit anderem Gerede über Björndal und machte seine Bewohner zu gefährlichen Tiertötern, ja wohl gar zu Menschenmördern?

Das ist der Welt Lohn — — —

5.

Jahr und Tag vergingen nach diesem Geschehnis, und im offenen Lande kamen keine weiteren Bärengeschichten vor. Wohl konnte es noch einmal geschehen, daß im Sommer ein Schaf verschwand und man die Fährte eines Bären entdeckte; aber das kam selten vor und mit den Jahren immer seltener.

Dafür zeigten sich mit der Zeit die Bauern vom Norden häufiger auf den Wegen. Es kam auch vor, daß Leute aus dem Süden dort oben Dienst annahmen, und dadurch hörte man Näheres von denen auf Björndal und ihrem Leben. So lernte man unterscheiden, von welchem Hofe Pferde und Menschen stammten. Ein Pferd mit goldener Mähne gehörte nach Hammarbö. War es rabenschwarz und wild, dann hielten die Leute den Atem an und glotzten mit großen Augen, denn es war eine Fuhre von Altbjörndal. Und die schwarzen Gäule zeigten sich am häufigsten. Alles ließ erkennen, daß sich Altbjörndal zu einem immer mächtigeren Hofe auswuchs. Darüber sollte man sich wohl ärgern. Mißgunst ist ein altes Wort und gedeiht so gut bei den Menschen.

Immer öfter sah man die rabenschwarzen Gäule. Stark und schwer trabten sie in Nord und Süd den Weg durch das Tal und fuhren wohl geradezu bis in die Stadt, denn es währte oft Tage, bis sie heimkehrten. Mit Fracht fuhren sie aus, und Fracht brachten sie oftmals zurück. Betriebsam waren sie offenbar dort oben. In den Talgemeinden wunderte man sich, womit sie wohl zur Stadt fuhren, aber man konnte es nicht herausbringen.

Zu jener Zeit, als die Stadtfahrten so stark in Gang kamen, wirtschafteten auf Björndal die beiden jungen Burschen, die ihren Vater im Walde bei Bö geholt hatten; ernste, tüchtige Kerle, voll jugendlichen Mutes bei allem, was sie unternahmen. Tore, als der ältere, hätte wohl mehr zu sagen haben sollen, aber sein Bruder, der so hell und hübsch war und Dag hieß, war auch nicht zu verachten, als er heranwuchs.

Tore war groß und breit gebaut. Wie ein Hauch von schwerer Kraft kam er daher, dunkelhäutig und auch dunkelhaariger als Dag, mit strengen, scharfen Augen. Ganz der Vater, sagten die Leute.

Dag war nicht so breit in den Schultern, doch auch kräftig genug, und er war so geschmeidig und beweglich, hell an Haut und Haar; seine Augen waren tiefblau und leuchteten ständig wie vor Freude. Einen so hübschen Burschen habe dieser Boden noch nie getragen, meinten die Alten, und er sähe am meisten dem Vater seines Vaters ähnlich.

Die Gerüchte, die den Weg ins Tal hinausfanden, waren richtig. Altbjörndal war schon damals ein Hof von bedeutender Größe. Mit dem Wirtschaften der beiden jungen Burschen wäre es allerdings kaum ganz gut abgelaufen, wenn sie sich nicht bei Örn auf Hammarbö hätten Rat holen können. Mit seiner Hilfe kamen sie gut über die ersten schwierigen Jahre hinweg, und dann halfen sie sich selbst. Von altersher war es üblich gewesen, hin und wieder eine Fuhre mit feinen Fellen und anderem, was sich bezahlt machte, geradeswegs zur Stadt zu schicken; andere Erzeu-

nisse von minderem Wert sandte man lieber in die Nähe, wo die Preise wohl niedriger, die Wege dagegen kürzer waren. In der Stadt hatten sie allmählich Verbindungen mit dem großen Handelshause Holder angeknüpft, das sogar mit Städten im Ausland Handel trieb. Holder konnte für gute Ware den besten Preis zahlen; die Bauern von Björndal blieben daher bei ihm und wurden niemals übervorteilt.

Jahrelang war es so gegangen; da wurden sie darauf hingewiesen, daß sie doch auch noch anderes zu veräußern hätten und daß sie jederzeit gern gesehen wären, wenn sie etwas zu Geld machen oder ihrerseits etwas kaufen wollten. So kam es, daß sie mit allen Waren zur Stadt fuhren und von dort heimbrachten, was sie brauchten. Der ganze Handel auf Björndal ging jetzt über die Stadt. Ein großes Handelshaus jener Tage konnte so vieles für jemanden tun, der weit im Lande drinnen wohnte. Alles ankaufen und gut bezahlen und von Zeit zu Zeit auf Dinge aufmerksam machen, die es benötigte und die ihm die Leute aus Wald und Hof beschaffen konnten. Daher machten die Björndaler manches zu gutem Gelde, worauf andere nicht acht hatten.

*

Eines Tages, als Tore Björndal sich auf einer Fahrt zur Stadt befand, brach bei einem Hofe Gistad draußen im äußeren Bezirk ein Rad. Man half Tore mit Werkzeug und Handreichungen freundlich aus, und es kam zu einem kleinen Schwatz zwischen ihm und den Besitzern dieses Hofes südlich vom offenen Lande. Seitdem stieg Tore manches liebe Mal auf Gistad ab, wenn er vorbeifuhr, ja, er konnte keine Stadtfahrt mehr machen, ohne sich dort auszuruhen. So wurde er mit der einen Tochter auf dem Hofe gut Freund und zum Winter gab es Hochzeit. Das Fest fand auf Gistad statt und währte viele Tage, wie es der Brauch war.

Späterhin mußten die Alten auf Gistad hinaufreisen, um zu sehen, wie es ihre Tochter auf Björndal hatte. Nach diesem Besuch nahmen die Gerüchte, die von der Wohlhabenheit auf Björndal im Lande umgingen, feste Form an. Die Eltern hatten keinen Grund, zu verschweigen, wie prächtig ihre Tochter es getroffen hatte.

Und so geschah es, daß die Björndaler mit Bauern aus dem offenen Land in verwandtschaftliche Beziehung traten, denn die zweite Tochter auf Gistad heiratete auf einen Hof namens Böhle. Zu dieser Hochzeit kam von Björndal niemand nach Gistad. Sie fand im Winter nach der Verheiratung der ersten Tochter statt, die mit einem Kinde ging und nicht reisen konnte. So blieben sie alle zu Hause. Die Hochzeit war Weihnachten gewesen, und danach gab es ein Willkommenfest auf Böhle. Zu diesem Fest mußte Dag reisen, denn die Braut und die Familie auf Böhle schickten ausdrücklich nach Björndal, ihre Verwandten möchten doch nicht ganz fernbleiben. Es war das erstemal, daß die Björndaler im offenen Lande eingeladen wurden, und Dag fuhr hin. Aber er sollte es später schwer bereuen, denn dort ereignete sich etwas — — —

6.

Was es an Großbauern in der Gemeinde gab, kam zu diesem Fest nach Böhle. Keine Alten, nur junge Leute; denn es sollte eine Gesellschaft für die Jugend sein mit Tanz und Spielleuten. Essen und Trinken war reichlich, wie es sich zur Weihnachtszeit gehörte; als der Tanz begann, waren die Burschen schon laut, und während des Tanzes wurde weitergetrunken.

Es war bereits tief in der Nacht, als das geschah, was Dag später bereuen sollte. Vor der Hochzeit auf Gistad hatte er niemals getanzt, aber er brauchte nicht lange, um es zu lernen. Er war geschickt veranlagt und nicht ohne Musik im Leibe — kurz — wie zum Tanzen geschaffen. Auf Böhle tanzte er oft und mit vielen und erwies sich bald als einer der Besten. Es paßte nicht allen, daß die Mädchen so oft und gern mit diesem Waldburschen aus dem Norden tanzten — ja, die Dirnen folgten ihm gern mit ihren Blicken, auch wenn sie mit anderen tanzten, und das schürte den Haß. Nun forderte Dag ein Mädchen auf, das mit seinem Verlobten zusammensaß. Er hatte schon früher mit ihr getanzt, jetzt aber hatte der Verlobte es ihr verboten, und so lehnte sie ab, als er sie aufforderte. Andere, die dabeisaßen, sahen es und lachten, und einer ließ verlauten, die Mädchen wollten Burschen haben, die nicht aus dem Takt kämen. Dag faßte das als Anspielung auf ein Mißgeschick auf, das sein Bruder bei seiner Hochzeit gehabt hatte. Da auch Tore nicht tanzen konnte, war es nämlich bei dem Tanz auf Gistad einmal schief gegangen.

Viele lachten über das, was der Mann gesagt hatte, und Dag merkte, daß über das Mißgeschick seines Bruders oft geredet und gehöhnt worden war. Nie war er so blindlings wütend geworden wie jetzt. Nicht so sehr um seiner selbst willen; daß sie aber das ganze Jahr hindurch wegen einer solchen Kleinigkeit über seinen Bruder hergezogen waren, das machte ihn rasend.

Er sah den Mann, der die Äußerung getan hatte, höhnisch an und sagte, man solle nicht so daherreden, wenn man selber so wackelig auf den Beinen sei. Dags Stimme zitterte stark, und seine Augen blinkten wie Stahl. Keiner aus dem Tal würde hiernach einen weiteren Wortwechsel gewagt haben. Sie merkten, daß Dag ernstlich erzürnt war, und die Furcht vor den Männern von Björndal saß in ihnen fest. Die Gerüchte, die in der Landschaft über sie umgingen, wirkten nicht gerade ermutigend. Aber neben dem Burschen, der die höhnischen Worte hingeworfen hatte, saß einer, der von auswärts zu Besuch war, ein mächtiger Kerl mit Fäusten wie Bärentatzen, riesenbreit über Brust und Schultern. Er erhob sich schwerfällig und wuchtig und forderte Dag auf, sich zu beeilen, wenn er noch heil hinauskommen wolle. Darauf erwiderte Dag nur, er bestimme selbst, ob er gehen oder bleiben möchte. Es war deutlich, daß der Fremde gewohnt war, in seiner Heimat den Ton anzugeben. Er wurde dunkelrot und holte mit der Faust zu einem Schlage aus, der einen Ochsen hätte hinstrecken können. Gewandt wie ein Wiesel wich Dag aus. Gleichzeitig riß er seinen Arm zurück — und jetzt war er es, der zuschlug.

Die Leute waren aufgesprungen und hatten einen Kreis gebildet — in sicherem Abstand, wie die Angst es ihnen vorschrieb. Jetzt sahen sie es zum erstenmal mit eigenen Augen: wahrhaftig, das waren Raufbolde oben in Björndal. Es saß ihnen im Blut, um Leben und Gut gegen Unwetter, wilde Tiere und Menschen zu kämpfen. So hatten sie seit vielen Menschenaltern gekämpft — und daraus gelernt. Mit raschem Blick erspähten sie jede Gefahr, ihr Entschluß erforderte keine Zeit, sie handelten wie der Blitz.

Dag Björndal war nicht aus der Art geschlagen. Mit der vollen Breite seines Rückens, der Länge seines Armes und der Kraft des tierstarken, jungen Körpers führte er so rasend schnell und scharf einen Schlag gegen das Kinn des Fremden, daß der schwere Mann dröhnend zu Boden stürzte. Er war kein Schwächling, der Fremde, und kam rasch wieder auf. Kaum war er aber auf den Beinen, da brach er unter einem neuen Hieb zusammen wie ein Stück Vieh. Und diesmal fiel er schwer und blieb liegen. Die Umstehenden hatten keinen Laut von sich gegeben. Als der Mann nun dalag und Dag sich zur Tür wandte, fuhren sie auf. Wie ein tosender Wasserfall brach aller Haß gegen die Björndaler los. Schimpfworte wie „Landstreicher" und „Mörder" gellten durch die Luft, Schläge und Tritte hagelten auf Dag nieder. All das kam so unerwartet rasch, daß er fast gestürzt wäre, und dann blinkte ein Messer vor seinen Augen auf und ein brennendheißer Schmerz fuhr über seine Stirn zum Ohr hinunter.

Da wurde es rot, feuerflammenrot vor seinen Augen. Blitzschnell drehte er sich einmal um sich selbst und trieb den Haufen zurück. Wie mit stählernen Zangen griffen seine Hände den ersten besten, hoben ihn hoch und mähten mit ihm alles nieder, was ihm in den Weg kam. Schließlich schleuderte er den Kerl wie einen Sack zu Boden und ging hoch und weitausgreifend wie ein Elch zur Tür. Alles wich beiseite. Er suchte Pferd und Schlitten, schirrte an, spannte vor und fuhr ab. Niemand wagte sich an ihn heran.

Es war noch dunkler Morgen als Dag auf Björndal in die finstere Diele taumelte und dort auf die Ofenbank sank. Tore war von dem Schlittengeläut wach geworden und kam mit einem Licht in der Hand im bloßen Hemd hinaus. Er wollte wohl etwas von dem Fest hören; aber als er seinen Bruder hier sitzen sah, hob er das Licht hoch und starrte ihn an. Vollends, als Dag ihm das Gesicht zuwandte, mußte er die Kerze ganz fest packen, um sie nicht fallen zu lassen. Das Antlitz blutig und bleich, die Hände blutgeschwärzt, die Kleider völlig in Fetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ronde.

Eine heitere Erzählung von **Franz Adam Beyerlein.**

Am Heiligen Abend eines der geruhigen Jahre vor dem großen Kriege baute sich der Leutnant Hüsemann, als gegenüber schon die ersten Lichter brannten, auf seiner bescheidenen Bude die Christbescherung auf. Die Mutter hatte ihm Gänsebrust und hausschlachtene Räucherwurst aus Hinterpommern geschickt und eine Buddel Rotspon er sich selber gestiftet. Dahinter funkelten zwischen ein paar Tannenzweigen sechs bunte Lichtchen, und mitteninne prangte im schönsten Glanze das Gruppenbild eines sommerlichen Gartenfestes. Darauf stand er, Hüsemann, — oh, daß es doch ein Omen wäre! — neben dem Fräulein Wanda Wenck. Das war ein überaus reizendes Mädchen und die Tochter des Zuschendorfer Gutsherrn, und er, der arme kleine Leutnant, liebte sie, wennschon nicht sehr aussichtsreich, so doch von ganzem Herzen. Zufrieden musterte er seine Veranstaltung.

Als er gerade das Messer wider die Gänsebrust zückte, klingelte es draußen. Ein Musketier knallte vernehmlich die Hacken auf der Schwelle zusammen und meldete, Herr Leutnant Wolters bitte Herrn Leutnant Hüsemann, für ihn zwischen sieben und neun Uhr abends die Ronde zu gehen. Herr Leutnant Wolters habe hohes Fieber, und der Herr Stabsarzt sei schon bei ihm. Hüsemann guckte stumm auf die Lichter, auf Gänsebrust, Wurst, Rotspon und zuletzt auf das Bild. Danach schritt er zweimal die Kante des abgeschabten Teppichs entlang. Schließlich sagte er: „Gut, ich komme."

Hüsemann sah aus dem Fenster. Das Wetter war leidlich: leichter Frost, trocken. Seufzend kroch er aus Filzparisern und Litewka in Stiefel und Überrock, zog den Mantel an, gürtete den Degen um und stülpte sich den Helm auf. Er wollte die Ronde sogleich gehen. Auf diese Art konnte er sich unterwegs immerzu auf die Bescherung daheim freuen. Draußen blies es ihn kalt an. „Schweinerei!" brummte er. Aber es war eine kameradschaftliche Pflicht. Gerade diesmal jedoch erfüllte er sie nicht eben freudig. Wolters, den er vertreten sollte, war irgendwie verwandt oder verschwägert mit der niedlichen Wanda Wenck und namentlich bei ihren Eltern lieb Kind. Denn er erfreute sich eines höchst wohlhabenden Papas. Im übrigen war er einer von den etwas knochenweichen Herren, die es sich gern bequem machen.

Bei dem Kranken herrschte eine Bullenhitze. Wolters lag auf dem Diwan und glühte wie ein Backofen. Der junge Stabsarzt, der ihn umsorgte, war gleichfalls puterrot angelaufen. Alle beide hatten sie, der eine gegen die Erkältung, der andere wohl gegen die Ansteckung, wacker mit Rum, Zucker und heißem Wasser mediziniert. Dazu verbrannten sie Unmengen von Nikotin und spielten Sechsundsechzig mit Schikanen, vermutlich um die Stimmung des Patienten nicht unter Null sinken zu lassen. Hüsemann nickte vor sich hin. Es war aufs Haar so, wie er es erwartet hatte: ein Zehntel gelinder Schnupfen und neun Zehntel lautere Drückebergerei. Er war drauf und dran, in die saubere Komödie rauh hineinzufunken. Der andere bemerkte das drohende Gewitter auf seiner Stirn. „Ich wäre Ihnen so ungeheuer dankbar!" begütigte und bat er ganz klein und bescheiden. „Und natürlich steht der Krümperwagen von der MG-Kompanie zu Ihrer Verfügung. Ich habe ihn schon bestellt."

Der Wagen harrte vor der Tür. „Den mag der dicke Faulpelz getrost bezahlen!" dachte Hüsemann beim Einsteigen. „Ich hätt' ihn mir nicht leisten können." Pflichtgemäß sah er in der Kaserne und im Arresthaus die Wachen und Posten nach. Alles war in Ordnung. Er machte seine Eintragung ins Wachtbuch und wünschte den Mannschaften ein frohes Fest. „Gleichfalls, Herr Leutnant!" schmetterten sie hinter ihm drein. Danach ging die Fahrt nach den Schießständen. Sie lagen reichlich vier Kilometer ab, und das war von je der Haken bei der Ronde. Im Wagen ließ es sich an. Dorthinaus war der Leutnant sogar nicht ungern unterwegs, und aus diesem Grunde allein hatte er Wolters nicht aus den Lumpen geschüttelt, wie es sich wohl gebührt hätte. Das Gelände hatte ehemals zum Zuschendorfer Rittergut gehört, und man konnte von der Umfriedigung aus sozusagen den Wencks in die Fenster gucken. In der Wache sangen sie „O Tannenbaum, o Tannenbaum", langsam und mit Gefühl. „Laßt euch nicht stören, Kinder!" sagte Hüsemann. Draußen am Zaun nahm er die Meldung des Postens entgegen. Darauf stand er lange in der stillen Winterluft unter dem sternenklaren Himmel und schaute nach den Lichtern des Zuschendorfer Herrenhauses hinüber. Ach nein, die Ronde war gar nicht so übel.

Im Fahren dann dachte er allerdings eher an die Gänsebrust. Sein Magen knurrte. Nun, auch der kam an die Reihe. Bald würde man zu Hause sein. Der Wagen schunkelte und schunkelte. Es ließ sich herrlich träumen dabei. Plötzlich knallte der Krümperkutscher oben auf dem Bock wie toll mit der Peitsche und fuhr wild im Galopp los. War der Kerl betrunken? Es ging eine Rampe hinan, und mit einmal ergoß sich ein unerhörter Lichterglanz aus einer hohen Halle. Hüsemann erkannte in der Tür den Vater Wenck, der nie anders als „Herr Rittmeister" tituliert sein wollte; er bearbeitete aus Leibeskräften ein Tamtam. Neben ihm hämmerten seine beiden Söhne auf kupferne Weinkühler los. Alle drei riefen: „Julklapp! Julklapp!!" Hinter ihnen wurden die Damen des Hauses sichtbar, als letzte Wanda, die eine gleichgültige, fast schon verdrossene Miene aufgesetzt hatte. Hüsemann begriff im Nu, daß man an seiner Stelle den Patienten Wolters erwartete. Fürs erste aber konnte er nicht anders, — er stieg aus.

„Willkommen, Herr Leutnant!" lärmte Wenck-Vater. „Famoser Gedanke von Wolters, Sie mitzubringen! Aber wo ist er denn selber?"

Hüsemann berichtete. Da stellte es sich nun heraus, daß der alte Herr beabsichtigt hatte, seinen Schwippneffen Wolters gewissermaßen als Julklapp ins Haus befördern zu lassen. Der Kutscher war insgeheim angewiesen, den Ronde-Offizier von den Schießständen meuchlings und unverweilt nach Zuschendorf zu fahren; der Mann hatte seine Sache ausgezeichnet gemacht. Wolters freilich weilte weitab bei Grog und Kartenspiel. Der Herr Rittmeister grollte ihm bitterlich, daß er ihm den feinen Plan durchlöchert hatte. „Fauler Kopp der Junge!" raunzte er. „Nix als 'n Schnupfen! Da hat er Ihnen die Ronde aufgemutzt! Schlappschwanz! Aber er war mir schon lange zu pappig." Er schüttelte dem versehentlichen Gast doppelt herzlich die Hände, und Hüsemann kam an der festlichen Tafel an Wolters' Stelle neben Fräulein Wanda zu sitzen. Er gab sich Mühe, die Verwechslung vergessen zu machen. Von dem Rittmeister ließ er sich lang und breit über Pferdezucht erzählen, während doch der eigentliche Ruhm von Zuschendorf das „Deutsche Edelschwein" war, und mit der gnädigen Frau gab es einen langen Meinungsaustausch über die beste Art, Gänsebrust zu räuchern. Er hatte als Knabe daheim in Pommern oft genug zugesehen. Seine Tischdame ermunterte ihn bei diesem Vorhaben mit einem fröhlichen, beinahe spitzbübischen Lächeln. Später wurde offenbar, daß Leutnant Hüsemann auch sonst recht gut zu leiden war. Er wußte eine Unzahl der nettesten Lieder. Das gnädige Fräulein klimperte auf der Laute dazu, und es klappte wundervoll. Aber er hatte auch in Südwestafrika gegen die Hottentotten mitgefochten und erzählte ernst und anschaulich davon. Wanda behielt beim Lauschen unversehens ihren kleinen Mund ein wenig offen. Es stand ihr reizend. Kurzum, der Vater Wenck wollte den Besuch um keinen Preis fortlassen und bat ihn himmelhoch, über Nacht zu bleiben. Aber der Leutnant lehnte so liebenswürdig wie entschieden ab. Das gefiel nun wieder der gnädigen Frau. Was wäre das auch für ein Umsturz geworden, wo die Mädchen längst zu Bett waren! Als Hüsemann den Wagen endlich bestieg, war er jedenfalls aufs allerdringendste für Silvester eingeladen.

Der erste Feiertag hatte schon längst begonnen, als er seine Bude wieder betrat. Es roch lecker nach Gänsebrust und Räucherwurst. Aber Hüsemann hatte schon gespeist. Dagegen griff er, wie er war, in Helm und Mantel, nach dem Bild und verweilte lange in Betrachtung. Endlich legte er ab. „Wolters wird Augen machen!" gähnte er dabei. „Seine Schuld! Faulheit ist nun mal kein Lebenszweck."

Titus.

Eine Geschichte von **Ludwig Bäte.**

Er starrt in den nassen, nebligen Abend, der große, alte, verlassene Rembrandt. Unten schiebt sich das brackige, von faulem Laub überwehte Wasser der Rozengracht fort; gegenüber liegt der trübe, stumme Doolhof. Nebenan in der kalten Küche klappert die Schwiegertochter Magdalena, geborene van Loo, mit den Töpfen; die Frau des einzigen Sohnes Titus. Oder richtiger: seine Witwe, denn er ist ja tot. Im September ist er gestorben.

Wie war das doch gewesen?

Bei dem Kunsthändler Hendrik van Uylenburgh hatte er, Rembrandt, der Maler, dessen gleichnamige Verwandte Saskia auf dem friesischen Leeuwarden kennen gelernt. Sie war wohl nicht schön, aber liebreizend und klug, sie hatten sich rasch ineinander verliebt und ebenso schnell geheiratet. Sein Ruhm sproß wie ein junger Weizen; es ging hoch her in dem stattlichen Hause. Sie brauchten sich nichts zu versagen. Dann kamen die unglücklichen Geburten, bis Titus ins Leben trat. Das war im Sommer 1643, wenige Monate später war Saskia tot. Er selbst zählte damals sechsunddreißig Jahre. Später hatte er dann Hendrickje Stoffels zu sich genommen, die kaum lesen und schreiben konnte, aber ein gutes, warmes Herz besaß. Sie hatten mehrere Kinder; auch hier blieb nur eins am Leben, die kleine nichtssagende Cornelia. Titus aber wuchs strahlend auf: kein überschäumendes Kind, eher still und nachdenklich, verträumt und versonnen, doch begabt und tief. Hendrickje, die Arme, aus der Welt Verstoßene, hatte ihn liebevoll umsorgt, mehr fast als das eigene Kind. Die Schulden wuchsen bergehoch. Das Haus fraß fast alle Einnahmen, und man ließ es ihn fühlen, wie man über seine uneheliche Ehe dachte, die er nicht legitimieren durfte, wollte er nicht Saskias Vermögen verlieren. Schließlich hatten die beiden, der Sohn und die Geliebte, die ja doch seine Frau war, eine Kunsthandelsgesellschaft angefangen und ihn zum Teilhaber gemacht. Und dann war auch Hendrickje heimgegangen, noch nicht vierzig Jahre alt. Doch Titus war ihm geblieben; er hatte ihn als Kind und im Mönchshabit, als Lesenden und Verlobten und endlich als ernsten, schwerblütigen, jungen Mann gemalt und seine ganze heiße Liebe zu Saskias Kind in die Leinwand hineingegossen. Nun war auch er gegangen, zu zart, zu hilflos, um dieses harte Leben zu ertragen.

Rembrandt stützte den Arm schwer auf das schmale, schmutzige Fensterbrett. Der Abend fiel, Magdalena würde gewiß bald mit dem Abendbrot kommen. Es mußte schon sieben geschlagen haben. Aber was hatte das alles noch für einen Sinn, das Essen, das Trinken und Schlafen! Er kam ja doch nicht mehr zu ihm so wie einst, das blonde rieselnde Gelock an seine Brust geschmiegt und dann als Mann mit seinem ernsten, offenen Blick.

Freilich war noch der Ruhm da, der wuchs sogar in den letzten Jahren nach all den Demütigungen und Kränkungen vorher. Aber was scherte es ihn, was die Dummköpfe über ihn dachten! Er hatte sein Werk getan, und ob es hielt, mußte die Zeit erweisen, die er nicht mehr sah.

Titus war er, so einsam, so verlassen, so zerschlagen. Sie hatten sich immer ohne langes Reden verstanden. Nun er gegangen, dröhnte die Stille desto schauerlicher. Die Luft war voll von grauem Schall wie der ferne Laut dumpfer Trommeln. Wenn es einmal still wurde, meinte er schon tot zu sein. Das war wohl schön und quälte doch. Was würde kommen? Die Bibel lehrte so, die Philosophie anders. Der junge Geistliche, der ihn fast täglich besuchte, pries die Freuden der Ewigkeit; sein Nachbar, der alte, kluge Schreiber Adrian, die Wonne des Nichts. Aber war das nicht schon alles vorbei? Hatte er nicht die Unsterblichkeit gefühlt, als er seine Gesichte in die Pinsel jagte, und das Nichts, als er zerbarst an seiner Öde?

Nebenan auf dem Turm der Westerkerk begann das Glockenspiel. Er hörte es deutlich, es war das fromme Lied, das ein Deutscher in der Not des Dreißigjährigen Krieges, der sein Land gnädig verschont, gesungen hatte: „Wer nur den lieben Gott läßt walten und hoffet auf ihn allezeit." Er schob den Fensterflügel auf und lauschte über die tote, sarghohle Gasse. Er summte leise mit.

Nun wußte er, was kam. Die große Barmherzigkeit, die letzte Liebe, die verstehend zudeckte, was seine Hilflosigkeit an den Seinen gefrevelt. Die Gesinnung des Samariters, den er so oft gemalt und radiert hatte. Titus stand auf und legte die Arme um ihn und leuchtete verklärt aus der weißen Seele seiner Mutter. Und alles war gut.

Magdalena kam herein. Sie sah ihn am Fenster stehen in seinem alten, halbzerrissenen Malkittel, das wirre, eisgraue Haar ins gekerbte Gesicht geworfen. Die Sterne zitterten über ihm, und sie glänzten warm und sehr nahe.

Sie trat auf ihn zu: „Vater?" Sie vermochte nicht mehr zu sagen, so erschütterte sie seine Not.

Da riß er sie an sich: „Mein Kind, mein liebes Kind!"

„Still!" lächelte sie leise. „Die kleine Titia schläft. Er wird fortleben, der von uns gegangen ist. Wie du in deiner einsamen Ewigkeit!"

Das Lied auf dem Turm sang weiter. Er tröstete. Und beharrte.

„Eßt Kohl!"

sagte schon Jobst Sackmann.

„Nutzt die reichliche Kohlernte!" Laßt nichts verkommen, was der heimatliche Boden uns beschert. So heißt es jetzt in Deutschland und wird es weiter heißen in Erfüllung des Vierjahresplanes.

Wenn ich diese Mahnung beherzige, so muß ich immer daran denken, wie unerhört aktuell doch heute noch der berühmte Limmersche Pastor Jobst Sackmann zu uns predigt, den nun schon 218 Jahre die hannoversche Erde deckt. Dieser Mann, der seiner Gemeinde nahe war, wie kaum ein Pastor seiner Zeit, weil er sie nicht mit theologischen Disputen belästigte, sondern in ihrer plattdeutschen Sprache und aus ihrem Denkungskreis heraus sie zu einem guten Wandel erzog und sich auch nicht scheute, von der Kanzel herab derb und drollig zu werden.

Dieser alte Jobst Sackmann stand mit beiden Füßen fest auf der Erde und schnackte keinen Kohl, aber ein gutes Kohlgericht wußte er wohl zu schätzen, wie seine Philippika an seine Zeit in seiner „Predigt öwer Ev. Lucä 19, 41—44, holen to Limmer am teihnden Sonndag näh Trinitatis 1711" beweist. Allda predigte er:

„Wo geiht et hütigen Dages mit dem Äten to? Dar mut luter französch Fräten to Dische: Raguen, Frickasseen, Pasteeden, Torten und wo dat Tüg mehr heeten mag. Ich kenne es alles wohl; denn min selige Schwester, de hadde den Mundkok bi dem seligen Hertog to Zelle, de konn en schön Stück Fräten maken. Alleen de selige Herr frog nah de Schereret und Smaderee nicks nah; dat Brunswicksche Gericht: Kohl mit Speck, dat wör sine Kost, und dar hol ick et ok mit; kann't aber nich mehr verdrägen. Awerst eener gäh mal hen nah de Bärgers in Hannover; wanne, wanne, wat frät se lecker! De denkt an Kohl und Speck nich. Wenn use Gniggerbart und de Blarrgösche dat mal seegen, wanne, wat wollten se sick dull anstellen!" **F. A. M.**



Bunte Chronik



Gekochte Fische im Meer.

Über eine merkwürdige Naturerscheinung berichtet der Kapitän eines holländischen Frachtdampfers. Als sein Schiff vor wenigen Wochen die Sundastraße passierte, mußte es sich viele Meilen weit seinen Weg durch dichte Schwärme toter Fische bahnen. Das merkwürdigste an dieser Erscheinung war aber, daß sich die Fische in gargekochten Zustand befanden. Man erklärt dieses Phänomen damit, daß sich in der Nähe des großen Vulkans Krakatau eines der häufigen unterseeischen Beben ereignete und durch diesen Vulkanausbruch das Meerwasser in der Umgebung eine so hohe Temperatur angenommen hatte, daß hierdurch die Fische getötet und gekocht wurden. Es wird nun befürchtet, daß dieses Massensterben vieler Millionen Fische für die Bewohner der umliegenden Kunainseln, deren Lebensunterhalt sich hauptsächlich auf den Fischfang gründet, eine schwere Ernährungskrise zur Folge haben wird.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg